

129

(Nachdruck verboten.)

## Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Wir setzten uns in ein Restaurant, bald erschienen auch der Postmeister, der Kaufmann Davidoff und ein paar Chemiker. Wir kamen allmählich in Stimmung, und eine Flasche löste die andere ab. Die Chemiker mußten nach Hause, und es blieben nur wir vier zurück. Ich glaube, Davidoff brachte das Gespräch auf die große Aufregung, die nun in Petrowka herrschte, und sagte: „Sie haben ja gestern einen guten Fang gemacht!“

„Das ist noch nicht alles!“ meinte der Pristaw. „Das ist erst der erste Vogel, — nein, wir heben noch das ganze Nest aus. Jetzt habe ich alles in der Hand, jetzt weiß ich, wo sie stecken.“

„Wo ist Petroff?“ fragte mich plötzlich der Postmeister.

„Der sitzt zu Hause, er hat verschiedene Sachen zu erledigen. Uebrigens, wissen Sie, Davidoff, daß wir die zweite Lieferung für die Eisenbahn erhalten werden?“ wandte ich mich an den Kaufmann.

„Ja, das Geschäft geht gut,“ meinte der Pristaw.

„Schade aber, daß Petroff nicht hier ist. Er ist doch ein ganz famosser Kerl! Der Herr Prinzipal sitzt hier, macht sich einen vergnügten Abend, und unser armer Petroff muß sich schinden.“

„Nun, Petroff kann sich doch nicht beklagen, daß ich ihn mit Arbeit überlade,“ warf ich ein.

„Nein, nein! So habe ich es auch nicht gemeint. Das Verhältnis zwischen Ihnen ist ausgezeichnet. Ihr seid beide gute Kameraden, und ich habe Dich und Petroff lieb.“

An dem „Du“ merkte ich, daß der Pristaw tüchtig betrunken war. Ich zechte noch eine Weile mit ihm und freute mich: denn ich wußte nun, daß gegen mich und Petroff kein Verdacht bestand. Petroff aber hielt es doch für besser, am nächsten Tage abzureisen.

Wie im Dorfe selbst, so wurden auch in der Gouvernementsstadt zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, teilweise von Leuten, die wirklich in Beziehungen zu diesem Streit standen, teilweise aber auch von ganz Unschuldigen. War es nur Zufall, oder war es unsere große Vorsicht, — aber auf uns fiel nicht der geringste Verdacht.

Mein Leben ging seinen üblichen Gang, d. h. ich erledigte die Bureauarbeiten und verhandelte mit allerhand kleinen Lieferanten und mit dem Direktor der Fabrik wegen meines und Davidoffs Unternehmens. Mit Petroff hatte ich verabredet, daß falls alles still und ruhig bliebe, ich ihn benachrichtigen würde, damit er dann zurückkehre.

Von meinem Wohnsitz aus unternahm ich öfter kleine Reisen nach Moskau oder nach anderen großen Städten, um in ständiger Verbindung mit meinen Kameraden zu bleiben und neue zu gewinnen. Diese Reisen erregten kein Aufsehen, denn ich galt bei den Behörden als ein eifriger Geschäftsmann. Ich hatte jetzt auch die Absicht nach Moskau zu reisen, und gebrauchte die übliche Vorsicht, vorher ein allgemein gehaltenes Telegramm an eine bestimmte Adresse abzusenden, um mich zu vergewissern, daß meine Kameraden noch dort seien. Ich erhielt aber keine Antwort, und das machte mich stutzig. Entweder waren sie verhaftet, oder es lag irgend eine andere Gefahr vor; dann mußte ich bald eine Antwort erhalten.

Da fuhr eines Tages sehr früh am Morgen ein einfaches Bauernwagen vor meinem Hause vor. Ein junger Mann von ungefähr fünfundsanzig Jahren mit einem kleinen blonden Schnurrbart stieg aus, trat bei mir ein und überreichte mir einen Brief mit den Worten:

„Ich komme im Auftrage des Kaufmanns Alexejeff.“

Der Brief war von meinen Freunden aus Moskau, die mir mitteilten, daß aus dem Geschäft nichts geworden sei, nähere Auskunft würde mir der Ueberbringer geben.

Ich erfuhr nun, daß in Moskau durch einen sehr geriebenen Spion eine Reihe meiner Bekannten verraten worden waren; sie saßen alle im Gefängnis. Der junge Mann, namens Smirnow, der mit dem Brief überbrachte, war ganz zufälligerweise nicht arretiert worden, befand sich jetzt auf der Flucht und wollte bei mir bleiben.

„Sie werden bald noch mehr Besuch erhalten,“ sagte Smirnow.

„So? wer kommt denn?“

„Ein Ehepaar, das Sie auch kennen. Die haben gehört, daß Sie sehr bequem leben, und es wäre für sie wichtig, wenn sie wenigstens ein paar Tage irgendwo an einem ruhigen Ort verbringen könnten. Sie bleiben nur kurze Zeit.“

Ich überlegte mir, wie ich alles so einrichten könnte, daß der Besuch dieses Ehepaares für niemand überraschend wäre. Zuerst aber galt es, über das weitere Schicksal des jungen Mannes eine Entscheidung zu treffen. Rasch hatte ich einen Plan gefaßt; ich fragte Davidoff, ob es nicht anginge, daß dieser junge Mann die Stelle eines Aufsehers über unsere Arbeiter, die die Eisenbahnschwellen abladen, und zweiten Buchhalters erhielt.

Es ging alles glatt von statten; Davidoff hatte nichts dagegen einzuwenden.

Nun hatte ich also einen Mitbewohner, und da er sehr sympathisch war, lebten wir uns bald ein. Von Petroff erhielt ich die Nachricht, daß er in nächster Zeit zurückkehren würde. Ich unterhielt wie bisher Verkehr mit dem Polizeipristaw und dem Postmeister und führte auch Smirnow bei ihnen ein. Er konnte sich aber nicht so rasch in dieses Verhältnis hineinsetzen und war sehr zurückhaltend. Petroff sagte deshalb nach seiner Rückkehr eines Tages zu ihm:

„Sie müssen sich mit Leuten, wie dem Pristaw, besser stellen! Ich kann diese Sorte auch nicht besonders leiden, aber wir müssen uns nach unserem Wirt richten, und der hat meiner Meinung nach den richtigen Weg eingeschlagen. Wir sind hier zur Erholung, lange bleiben wir nicht, da müssen wir alles vermeiden, was Verdacht erwecken könnte. Wahrscheinlich wird Michailoff länger hier verweilen, und es könnte bei ihm eine Art Erholungsstätte für uns abgekehrte Menschen eingerichtet werden.“

Smirnow erwiderte darauf:

„Ich kann mit Polizisten überhaupt nicht verkehren! Ich habe einen physischen Widerwillen gegen solche Leute und meine außerdem, daß, wenn man hier und dort KonzeSSIONen macht, und mögen sie auch noch so klein sein, man allmählich von seiner Ueberzeugung abkommt und eines schönen Tages genau so wie alle diese Säufer wird.“

„Soll das vielleicht eine Anspielung auf mich sein?“ fragte ich, denn ich hatte schon in letzter Zeit gemerkt, daß Smirnow meine Lebensart nicht billigte.

„Ja, offen gestanden, ich meine Sie damit. Ich weiß nicht, was Sie hier tun. Sie haben eine Versicherungsagentur, machen allerhand Geschäfte mit Davidoff, und Geld haben Sie auch; — angeblich sind Sie überzeugter Revolutionär und führen genau so ein Leben, wie Davidoff und die anderen. Sie stehen sich gut mit dem Pristaw, — fast auf Du und Du mit ihm. Wozu dies alles? Ich würde es noch begreifen, wenn Sie unter den Arbeitern Propaganda machten, oder wenn Sie hier eine Druckerei hätten! — Um für uns eine Erholungsstätte zu schaffen, — bei Gott, dafür sind solche Opfer und Anstrengungen zu groß. Sie sind mir sympathisch, und ich sage Ihnen das nur aus Sympathie. Sie werden aber auf diesem Wege allmählich wie die anderen werden.“

„So ganz, lieber Smirnow,“ entgegnete ich, „stimmt das nicht, was Sie da anführen. In dieser kurzen Zeit haben wir, wenn auch nicht sehr viel, doch etwas geleistet. Fragen Sie Petroff. Das wiegt den Verkehr mit dem Pristaw und den anderen vollkommen auf. Ich mache den Leuten keine KonzeSSIONen. Ich muß mit ihnen ab und zu trinken, — das ist aber notwendig, um mit ihnen auf gutem Fuß zu stehen.“

Kurz nach diesem Gespräch teilte mir Smirnow mit, er habe Nachricht erhalten, daß das Ehepaar, von dem er gesprochen, bald für ein paar Tage hierher kommen würde.

Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, warum sie gerade hierher kämen, wenn sie nur wenige Tage bleiben wollten.

„Ich weiß auch nicht warum, glaube aber, sie wollen ihre Spuren vor der Polizei verwischen,“ erwiderte Smirnow.

Ich hatte keine Ahnung, wer das Ehepaar war, und war sehr überrascht, in ihnen meinen Bekannten Abramoff, von dessen Bekanntheit ich schon erzählt habe, und seine Frau,

Anna Michailowna, zu sehen. Smirnoff hatte recht gehabt: sie waren nur hierher gekommen, um ihre Spur zu verwischen, und wollten nach ein paar Tagen nach dem Kaukasus, wo sie gute Verbindungen hatten, reisen, um dort weiter zu arbeiten. Mit Mühe und Not waren sie einer Verhaftung entgangen. Ich habe selten einen so scharfen Kontrast gesehen, wie es in der äußeren Erscheinung dieses Ehepaars zutage trat. Abramoff war von hohem Wuchs, hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht mit unregelmäßigen Zügen, einen struppigen blonden Schnurrbart; er saß meistens still da und wurde nur lebhaft bei Diskussionen, namentlich bei einem seiner Lieblingsgedanken, über den Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Philosophie und die Rechtsbegriffe. Anna Michailowna dagegen war eine kleine, zarte Gestalt, lebhaft und energisch, und das eigentümliche war, daß ihr Gesicht einen sehr bestimmten Ausdruck erhielt, wenn die Rede auf die geheime Propaganda kam; die blauen Augen wurden dann dunkel und drohend. Anna Michailowna fand, daß ich alles sehr gut eingerichtet hätte, und überzeugte scheinbar auch den Skeptiker Smirnoff davon.

„Was wollen Sie mehr?“ sagte sie zu ihm. „Michailoff lebt ganz in der Nähe eines großen Fabrikdorfes, hat gute Verbindungen, steht auf gutem Fuße mit den Behörden. Man kann hier eine ganze Druckerei errichten, und kein Hund wird ahnen, daß von hier die Proklamationen ausgehen!“

Die paar Tage, die Abramoff und Anna Michailowna bei mir blieben, brachten uns einander sehr nahe.

„Schade“, meinte sie, „daß Sie nicht mit uns reisen können! Wir können nicht hierbleiben und brauchen doch so notwendig einen tüchtigen Helfer, dessen Renommee nach außen hin tadellos ist.“

„Wer weiß,“ antwortete ich, „vielleicht kommen wir doch noch einmal zusammen. Sehen Sie sich erst einmal alles in Ihrem neuen Wohnort an, und wenn Sie es für nötig halten, daß ich hinkomme, so schreiben Sie mir. Und wie wäre es, wenn ich gleichzeitig hier Versicherungsagent wäre und später in Koffoff ein anderes Geschäft übernehme? Ich habe doch einmal den Ruf eines guten Geschäftsmannes, und den könnte man ja ganz gut ausnutzen.“

„Ich sehe schon,“ warf Abramoff dazwischen, „daß meine Frau und Sie vortrefflich zusammen passen. Jetzt kann sie wieder ihre Pläne schmieden!“

Um meinem Besuch, dem Ehepaar, alles Geheimnisvolle zu nehmen, hatte ich den Bristaw und den Postmeister, sowie ein paar Ingenieure zu einem kleinen Abendessen eingeladen, hatte Abramoff und Anna Michailowna dies mitgeteilt und ihnen gesagt, daß ich sie als Vetter und Cousine vorstellen würde. Die Sache machte sich sehr gut. Der Bristaw war wieder bald betrunken und machte meiner „Cousine“ den Hof, während der Postmeister sich lebhaft mit Abramoff unterhielt. Ich hatte so nebenbei gesagt, daß mein Vetter Bergingenieur sei und jetzt nach Sibirien reise, um dort für eigene Rechnung Gold zu graben, und der Postmeister erkundigte sich nun genau danach, wie und wo mein Vetter das Bergwerk kaufen wolle. Abramoff spielte seine Rolle sehr geschickt. Alles, was er auch nur ahnte oder zufälligerweise kannte, mußte er zu verwenden.

Leider reiste das Ehepaar dann bald wieder ab.

(Fortsetzung folgt.)

## Pariser Theater.

Von Otto Pohl (Paris).

Wenn man so ein, zwei Jahre von der Theaterwelt Deutschlands ferngehalten worden ist und dann ein paar Schritte in die französische besucht, wird man an die Stimmung jenes verlassenen Kreises nicht ohne eine leise Heiterkeit zurückdenken. Das kräftige französische Lebensgefühl, mit seinem auch von periodischen Delirienmoden unerschütterlichen Gleichgewichtsinstitut, läßt die theatralischen Dinge nicht so schrecklich ernst nehmen, wie das der deutsche „Geist der Schwere“ oder öfter noch eine leere, gespielt gewichtige bei uns vorherrscht. In Deutschland sieht nicht nur der Kritiker, jeder Zoll ein Lessing, vom Bewußtsein der erhabenen Mission erfüllt, unter dem Strich zwischen Nordgeschichten und Marktberichten Ewigkeitswerte finden zu müssen, im Karfunkel, sondern auch das Publikum fühlt sich durch den ästhetischen Kodex verpflichtet, dem Theaterautor Herz und Nieren zu prüfen und ihn in die Wollschicht zu werfen, wenn er nicht das bunte Leben der Bühne der Hebbelschen Formel gemäß mit der ewig wartenden „Idee“ in Beziehung zu setzen verstanden hat. Der deutsche Idealismus hat sich im Hause des Lebens aus allen Türen werfen lassen, im

Austragsstückchen der Komödie spielt er sich selbst eine Königs-Komödie vor. Da aber aus der Kunst nichts herauskommen kann, was nicht irgendwie ins Leben hineingelassen ist, entspringt aus diesem unvermeidlichen, immer mehr gesteigerten Mißverhältnis zwischen Forderung und Erfüllung eine Katerstimmung, die manchem Autor grausam die allgemeine Schuld als persönliches Versagen anrechnen mag.

In Frankreich haben es die Autoren, die Direktoren, die Kritiker und das Publikum besser. Noch immer genügt es hier auf dem Theater, spannend, interessant, farbig oder geistreich zu sein, unbeschadet der ästhetischen Prinzipien.

Für die Billigkeit der Ansprüche, die hier an das Theater gestellt werden, ist der Erfolg bezeichnend, den die dramatischen Bearbeitungen berühmter Erzählungen auch an Bühnen ersten Ranges haben. Deutsche Theaterdirektoren würden die Vernichtungskritiken fürchten, die das Publikum sofort daran mahnen würden, ein etwa aufsteigendes Wohlgefallen als intellektuelle Barbarei unerbittlich zu unterdrücken und der großen Wahrheit eingedenk zu sein, daß es in der Kunst nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankomme. Hier konnte im vorigen Jahre der Leiter einer ersten Bühne umgekehrt auf einem großen Plakat dem Straßenpublikum den Inhalt eines aus Balzacs „Cousine Bette“ zusammengefügten Theaterstücks zur Anlockung mitteilen. Der in Deutschland durch Fürstenthum legitimierte dramatische Bastard „Sherlock Holmes“ hat auf dem französischen Theater Schicksalsgenossen aus vornehmstem literarischem Blut. Das jetzt von dem kundigen Theatermann Gémier geleitete Theatre Antoine hat seine Saison mit zwei dramatisierten Romanen glücklich überstanden. Das erste dieser Stücke war allerdings eine recht läppliche künstlerische Sünde, da das epische Original selbst nicht als Dichtung, sondern als Dokument und Pamphlet gelten wollte. Das nach dem gleichnamigen Roman zurechtgeschnittene Drama „Diribi“ hat der Aktion gegen das System der afrikanischen Strafkompagnien, wozu „ungeberdige“ Soldaten im Disziplinarverfahren verpackt werden, entscheidende Antriebe gegeben und so mag mit den Autoren wegen des grellen Bilderbogenstils nicht gerechnet werden. Ihnen wird viel vergeben, denn sie haben viel gehaßt.

Bedenklicher sieht die Sache allerdings mit der „Anna Karenina“ des Herrn Edmond Guiraud, der aus dem herrlichen Roman Tolstois alles zarte seelische Gewebe weggeätzt und seinen ganzen Bau in Trümmer geschlagen hat, um diese mit ordinären Handwerksstücken zu brutalen Effekten zu gruppieren. Aber der dekorative Rahmen und das vorzügliche Zusammenpiel machen in Verbindung mit dem erotischen Reiz des Stoffes den anhaltenden Erfolg begreiflich. Und dann gibt Madame André Rogard die Hauptrolle, eine der anmutigsten, begabtesten und liebenswürdigsten unter den jungen Pariser Schauspielerinnen.

Vom Theater Antoine führt die natürlichste Gedankenassoziation zu Antoine selbst, der seine erste Saison am Odéon, dem zweiten nationalen Schauspielhause, nun bald hinter sich haben wird. Sie war nicht glücklich, weder unter dem künstlerischen, noch, wenn man den Eingeweihten des Theaterkapitalismus glauben darf, unter dem materiellen Gesichtspunkt. Mit Antoine, dem Gründer der Pariser freien Bühne, scheint sich so der Wiener Fall Schlenker zu wiederholen, daß Erfolg und offizielle Macht der künstlerischen Ueberzeugung die Schwingen brechen. Freilich, beim Pariser Importeur von „Alt-Heidelberg“ war diese „Entwicklung“ schon weit vorgeschritten. Der Nordsturm der Literatur hat in Frankreich schon lange ausgetobt und die für die neue Wahrheit empfindlichen Sturmgeister von damals sind in die Sorgen- und Mächternheitsjahre gekommen, wo es nur mehr den wahren Weisern gelingen will, „ein schönes Lied zu singen“.

Der ungeschickteste Versuch Antoines im verfloffenen Jahre galt dem Shalepearesehen „Julius Cäsar“, der in einer korrekten, sich dem Original ziemlich anschließenden Uebersetzung bei der Kritik höfliche Komplimente, beim Publikum eine vernichtende Gleichgültigkeit fand. Die Injektierung auf der kleinen Odéon bot sehr mäßige, hinter den alten von Reiningen zurückstehende Künste, der köstliche Virtuose de Maz war ein gerade wegen seiner Bemühungen, interessant zu sein, uninteressanter Antonius, mehr Annäherung als Römer. . . . Die folgenden Bemühungen Antoines waren nicht erfolgreicher. Das Publikum ließ sich auch die „Jungfrau von Arila“, eine in unglückliche Verse gegossene heilige Theresie des allmächtigen Theaterkritikers Catulle Mendès von den Kritikern legen, die ja so ziemlich auch alle Dichterkollegen sind, nicht aufschwagen. Jetzt wird im Theater Antoine des Komponisten Drucau ihrisches Drama „Die Sünde des Abbé Moutret“ gegeben, eine aus Zolas Roman gezogene Szenenreihe mit musikalischer Begleitung und Chören. Die Kritik verbeugt sich höflich aber kühl, das Publikum gähnte und verhöhnte.

Das klassische Theater hat unstreitig in den letzten Jahren an Anziehungskraft gewonnen, und zwar besonders auch das antike Theater, das man uns in seiner machtvollen Lebendigkeit, befreit von dem Schnurleib des französischen Klassizismus, würdigen gelernt hat. Das große Publikum findet sich sogar mit ehrlicherer Ergriffenheit und Nahrung in das ungehemmte Spiel der ewigen Triebe, wie sie das auf die vollstündliche Wirkung berechnete attische Drama ausübt, als in die Hoftragödie des 17. Jahrhunderts, deren verflinste Schönheit eigentlich artistische, in einer Kultur der geborgenen und verschleierte Leidenschaften heimliche Genieser verlanat. Natürlich stellt der Geist der französischen Sprache auch an die

Uebersetzung der griechischen Tragödie seine unüberwindlichen Formansprüche, die dem Bearbeiter manche harte Nuß zu knacken geben. Alfred Poizat ist es gelungen, Sophokles' „Elektra“ in gereimten Versen zu übersetzen, die den Fluß der Empfindungen nirgends einengen und die großen Formen der Antike nicht ins lächelnde Barock verzerren. Das Schauspielensemble der Comédie-Française, auf der seine Bearbeitung aufgeführt wurde, ließ allerdings sein Verständnis und seine Diskretion vermessen. Es ist kein Zweifel, daß ein intelligenter und eifriger Regisseur diesen im französisch-klassischen und im modernen Konversationsdrama gleich vorzüglichen, als Sprechern unvergleichlichen Künstlern das Verständnis auch für diese Aufgaben erschließen könnte.

Das moderne Schauspiel macht jetzt eine offenbare rückläufige Wendung zum Thesenstück durch, das ja allerdings nie ganz verdrängt war, wie ja von Ibsen selbst eigentlich nur jene Schauspiele in Frankreich nachgewirkt haben, die sich, wie „Gespenster“ oder „Nora“, als soziale Programmdramen deuten ließen. Das charakteristische Merkmal der jetzigen theatralischen Epoche ist aber ihre unverkennbare reaktionäre Tendenz. Die „Gesellschaft“, die die Stichworte der literarischen Mode ausgibt, protestiert gegen den Kleinbürgerlichen Adulterismus, der der republikanischen Politik seinen Stempel aufgedrückt hat. Das Theater aber stellt sich zum Kampf gegen die aktuellen Gesellschaftsreformen. Während das Parlament die Löslichkeit der Ehe erleichtert und die Aufhebung des Verbotes, im Ehebruch erzeugte Kinder nachträglich zu legitimieren, in Angriff nimmt, kommen die bei der guten Gesellschaft altgedienten Autoren von allen Seiten mit dramatischen Reittungsapparaten zum Heil der bedrohten bürgerlichen Zwangsehe angefahren. Es ist interessant zu beobachten, wie in dieser vielfachen Apologie der Ehe das Interesse der sozialen Ordnung vor das Recht des Gefühls und das ethische Prinzip der Wahrheit gestellt wird. Herr Abel Hermant, der gleichzeitig zahnärztlicher Salonanarchist und konservativer Salonmoralist ist, hat schon in seinem älteren Schauspiel: „L'empreinte“ („Der Stempel“) gegen die Ehescheidung polemisiert: „Der zweite Mann ist nur der erste Liebhaber“, ist dort seine These, und die Frau, die das erste kirchlich geweihte Band zerrissen hat, muß immer tiefer gleiten. Auch sein neues Schauspiel: „Les Jacobines“ („Die Jakobinerinnen“), das im Vaudeville-Theater aufgeführt wurde, dreht sich um die Ehescheidung. Eine Frau will den ungeliebten Gatten verlassen, um sich mit ihrem Geliebten zu vereinigen. Der Mann aber verweigert ihr die Freigabe: „Du vergißt den geschworenen Eid, die Liebe, die Du Deinem Sohn schuldest! Welche Vorstellung machst Du Dir von der Ehe? Wenn sie erlaubt den Gatten zu wechseln, wie man den Liebhaber wechselt, dann ist sie nichts als ein geistliches Konkubinat, eine schmackvolle, gemeine Poise“. Und das Publikum hat diese „gesunde“ Moral mit stürmischem Beifall anerkannt. Die Frau bleibt übrigens wirklich. Denn in dem Augenblick, da sie das Haus verlassen will, tritt ihr der Mann entgegen und im Fieber der Auseinandersetzung wandelt sich die Vertreibung und Nahrung schließlich in Sinnlichkeit. Den Zufall geschlechtlicher Erregung zum Regenerator einer Ehe zu machen, ist nicht nur als Moral, sondern auch als Psychologie sehr selten. Goethe hat in den „Balthardtschaften“ anders geurteilt. Das Drama gehört nicht zu Hermants besten Arbeiten, aber Hermant ist immer ein geistreicher, gewandter Planderer, der auch seine trivialsten Maximen in blinkend zugeschlossene Worte verpackt. Diesmal zieht er aber im besonderen gegen die Gesellschaft der republikanischen Parlamentarier los, und von jeher ist die reaktionäre Kritik am wichtigsten gewesen, wenn sie die innere Leerheit der satten, in geistlosen Genüßmaterialismus verfallenen liberalen Bourgeoisie verhöhnte.

Uebrigens nehmen merkwürdigerweise auch Schriftsteller, die man im Vordertreffen der Demokratie zu sehen gewohnt war, an dem Angriff auf die Ehescheidung teil, so Léon Descaves in „La Préséce“, so auch Emil Fabre, der Verfasser von „La Maison d'argile“ (Das löcherne Haus), der Novität der „Comédie Française“. Das Argument gegen die Scheidung heißt hier: das Kind. Soweit in diesem vielbesetzten Drama eine wirkliche sittliche Forderung enthalten ist, hat sie Anzengruber in seinem „Vierten Gebot“ viel präziser ausgesprochen: Ebre Vater und Mutter, aber sie sollen auch danach sein! Aber sollen Vater und Mutter den Irrtum jugendlicher Gefühle mit lebenslangem Ehegefängnis büßen? Und ist der Endzweck, auf den die Argumentation Fabres abzielt, die gleichmäßige Versorgung der Nachkommen mit ausreichenden Erbschaften, ein so wertvoller, daß er dieses Opfer verdient?

## Kleines feuilleton.

### Theater.

Lessingtheater: „Die Stützen der Gesellschaft“, Schauspiel in vier Akten von Ibsen. Die Aufführung war ein glänzender Triumph, nicht weniger der Dramatischen Schauspieltruppe, als auch des Stückes, das man sich gewöhnt hatte, mit einer halben Anerkennung abzutun. Den eingeschworenen Anhängern „modernen“ Vestimentums, das alles in „Stimmung“ auflösen möchte, das die schlagkräftig starken dramatischen Kontraste, eine spannende Zuspitzung der Handlung und vor allem ihre Be-

ziehung zu irgend einer sozialen Tendenz nasenrumpfend verpönt, kann das Drama gewiß nicht in den Ream passen. Aber die erschütternde Wirkung, die das Werk, von einer virtuosen Darstellung getragen, im Theater hervorrief, läßt sich nicht wegzisputieren.

Was beim Lesen leicht verwirrt: die weitgeifende Kompliziertheit der Vorgehichte und die Menge der nur sozusagen stichwortartig charakterisierten Personen, das hatte in dem anschaulichen Bilde der Aufführung das Störende beklorn. All die vielfach nur flüchtig angedeuteten Momente und Motive erhielten hier eindrucksvolle Klarheit. Die nur skizzierten Nebengestalten füllte die ausbauende Phantasie der Schauspieler mit Blut und Leben: so gab Jda Wüst die junge, aus dem stagnierenden Kleinstadtsumpf nach Freiheit und Arbeit sich hinaussehende Dina, Karl Forest den geötten ethischen Sühholzaspler Hörland, Willi Brunwald Gilmar Tönnejen, den ewig klagenden und renommierten Neurafteniker. Ein Prachtstück von Charakteristik bot Marx in der Figur des heimkehrenden Schwager Johannes. Die Ehrlichkeit stand dem blonden Riesen auf dem Gesicht geschrieben, rührend wirkte in den Liebeszügen die etwas läppisch rauhe Art, hinter der die größte Zartheit des Empfindens sich verbarg.

Wenn da und dort eine Wendung mit unterläuft, die unnötig deutlich auf die Absichten des Dichters, seine Tendenzen hinweist, so ist der eigentlich dramatische Grundgedanke jedenfalls mit ganz bewundernswürdiger Konsequenz und Geschlossenheit herausgearbeitet. Hier im Charakter und im Schicksal Konful Vernids liegt der Kern der Dichtung, hierin auch das Geheimnis der eminenten Bühnenwirksamkeit. Mit erstaunlichem dramatischem Kunstverstande entwickelt Ibsen die Verkettung der Verhältnisse, die den Haltungen von Schuld zu immer schwererer Verschuldung treibt, bis Scham und Reue ihn in offenem Geständnis Sühne suchen läßt. So tief und mächtig sind die auf den Bankenden im letzten Augenblick einstürmenden Erschütterungen, daß der Umschwung, der befreiende Entschluß zur Wahrheit, als eine innerlich notwendige Folge erscheint. Dajermann wurde auch den geheimsten Intentionen Ibsens gerecht, von so frapperanter origineller Ueberzeugungskraft war jeder Zug in dem Gemälde. Die Bosheit, wenn er fauchend wie ein gehektes Tier das glattrasierte Kinn zwischen den spitzen Koteletten vorstob, die gurgelnden Laute der Verzweiflung, das Herrisch-Harte, trotzig Verlogene, endlich die durchschimmernde warme Gemütsregung bei der Rede, alles kam in gleicher Bollendung zum Ausdruck. Ostkar Sauer war ausgezeichnet als schlichter Schiffsbaumeister Lüne, sehr gut auch Elise Lehmann in der ihrem Temperamente freilich nicht recht liegenden Rolle der Lona. Das Publikum dankte mit ungewöhnlich starkem Beifall.

### Kunstgewerbe.

e. s. Wohnungskunst. Eine Berliner Möbelfirma, Dittmers Möbelfabrik, macht den Versuch, zu einem annehmbaren Preise moderne Möbel herzustellen und damit die neue Stilbewegung in die breiteren Schichten des Publikums zu bringen. Um diese Ausstellung, die in der Tauentzienstraße 10 (Gartenhaus, von 10—5 Uhr) stattfindet, den gegebenen Verhältnissen möglichst anzupassen und zu zeigen, was unter den vorliegenden Umständen möglich ist, haben die Veranstalter drei gewöhnliche Wohnungen, die nebeneinander getrennt und in sich abgeschlossen sind, gemietet. Es sind also keine besonderen Ausstellungsräume geschaffen worden und die alten Räume sind ohne jede bauliche Veränderung gelassen. Der Künstler, dem die Aufgabe übertragen wurde, Hermann Münchhausen, hat sein Augenmerk darauf gerichtet, die Räume einheitlich abzugestalten und auszugestalten.

Der Erfolg ist befriedigend. Es ist wirklich etwas zustande gekommen, das zweckmäßig und künstlerisch ist. Es ist dabei alles einbezogen worden, was zur Ausstattung gehört, Teppiche, Vorhänge, Gardinen und es entfällt dafür auf ein Zimmer durchschnittlich ein Betrag von 800 M.

In der Ausgestaltung des Zimmers spricht die Wand entschieden mit, da sie den großen, ruhigen Hintergrund abgibt. Die Wirkung wird in unseren jetzigen Zimmern immer zerstört, weil die Tapete meist zu grell und zu unruhig ist. Die besten Möbel werden in einem auf solche Weise geschmacklos tapetierten Zimmer schlecht wirken und umgekehrt gewinnen selbst nicht so gute Möbel in einem ruhig und vornehm tapetierten Zimmer. Die Wand ist durchweg in zwei Teile geteilt. In Zweidrittelhöhe zieht sich eine Holzleiste um den Raum, der unten Stoffbespannung oder eine einfarbige Tapete zeigt. Oben ist die Wand weiß gehalten und geht zwanglos in die Decke über. Dadurch wird auch der Eindruck im Zimmer lichter, heller und dieser Gewinn an Helligkeit erhöht die freundliche Intimität des Ganzen.

Statt der sonst üblichen Türen, deren schwülstige Ausführung mit ihren Rollen und Achslungen meist störend wirkt, sind einfache, glatte Umrahmungen eingefügt, die der Tür eine ruhige Architektur geben. Dieser breite, einfache Rahmen unterbricht die Wand, ohne das Auge auf sich zu ziehen, das doch durch die Schönheit des glatten Holzes, durch die sachgemäße Einfachheit der Form befriedigt ist.

Auch in den Formen der Möbel ist diese organische, sinnmäßige Einfachheit beibehalten. Die Möbel solid, einfach und brauchbar. Jeder Schnörkel ist vermieden. In der Zeichnung stabil, in den Farben (meist mattgrün, braun und schwarz) diskret und doch charaktervoll; im Material massiv und haltbar. Das Persönliche ist wohl zu merken, aber es drängt sich nicht in Extravaganzen

632. Das Sachliche herrscht, die sachliche Schönheit gediegenen Materials, die sachliche Schönheit zweckgemäßer Form. Das Gradlinige herrscht vor. Kastenförmige Schränke, Schreibtische, Sessel. Zugleich aber ist immer die Behaglichkeit im Arrangement berücksichtigt. Auf das Praktische ist durch Wahl solider, haltbarer Materialien Rücksicht genommen; Manhesterjamt für Stuhlbezüge, Segeltuch für Kissen, Kuchhaarteppiche, Kotosmatten. Und auch in den Holzmaterialien ist eine erfreuliche Abwechslung und ein Hinneigen zum guten, brauchbaren Material mehr als zum äußerlich kostbaren bemerkbar. Sogar das Kiefernholz, das sonst so verpönt ist, das aber in seiner lebhaften Maserung so interessant, das sonst nur meist als Unterlage benützt wird, kommt in einem hübschen Schlafzimmer zur Verwendung.

So macht das Ganze einen befriedigenden Eindruck. Es ist ein Schritt weiter. Und vielleicht kommen wir noch einmal auf diesem Wege in absehbarer Zeit dahin, allmählich aus unseren Zimmern alles Geschmacklose, Ueberflüssige zu entfernen. Vielleicht verbreitet sich die Kultur des Wohnens in dem Maße, wie es in England der Fall ist, wo wir schon ganze Arbeiterkolonien, von den ersten Architekten gebaut und eingerichtet, haben. Dann sehen wir vielleicht ein, daß dazu weniger Geld als Geschmack gehört und daß das Einfache das Schöne ist. —

**Astronomisches.**

**Berrissene Planeten.** Professor Pickering, der Leiter der Harvard-Sternwarte, der neuerdings besonders eifrig mit der Erforschung der vulkanischen Erscheinungen auf dem Monde beschäftigt ist, hatte während der letzten Monate eine Reise nach Hawaii unternommen, um die Eigenschaften der dortigen Vulkane auf Ähnlichkeiten mit den Kratern auf dem Monde zu untersuchen. Er hat von dieser Reise einige merkwürdige Photographien mitgebracht, die eine Art von Kanälen auf den Oberflächen oder Plateaus der vulkanischen Lava zeigen. Aus einem dieser Risse hatte sich eine kräftige Vegetation entwickelt, und diese Beobachtung führte Pickering auf einen Vergleich mit den berühmten Kanälen des Mars, von denen auch behauptet worden ist, daß sie durch die Entwicklung von Pflanzenwuchs zu gewissen Zeiten des Marsjahres stark sichtbar werden. Spalten dieser Art kommen auch auf dem Monde vor. Der längste dieser Risse, der den Namen Sirialis erhalten hat, besitzt eine Ausdehnung von etwa 650 Kilometern. Wahrscheinlich hat auch die Erdkruste solche Spalten aufzuweisen, und es ist auch nicht einzusehen, warum sie nicht ebenso zahlreich sein sollten wie auf dem Mars und auf dem Monde. Die Anordnung vieler Vulkane in langen Reihen deutet darauf hin, daß sie über solchen Spalten liegen, die allerdings wegen ihres unterirdischen Verlaufes nicht eigentlich sichtbar sind. Eine solche Spalte dürfte sich beispielsweise vom südlichen Peru bis zum Feuerland in einer Länge von 4000 Kilometern erstrecken, eine andere unterhalb der Inselreihe der Aleuten von Alaska bis nach Japan hin. Einige dieser ungeheuren Risse im Erdbörper liegen auch offensichtlich zutage, wie der große Graben, der sich vom Toten Meer bis zum Rjasja-See erstreckt. Wenn diese Spalte als einheitlich angenommen werden kann, so hat sie die ungeheure Erstreckung von 5600 Kilometern, und diese Länge dürfte derjenigen der längsten Marskanäle entsprechen. —

**Humoristisches.**

— **Stoßseufzer.** „Wartet man auf Moneten, so werden Minuten zu Monaten.“

— **Wieder modern.** „Sie haben eine schwere Operation hinter sich, gnädiges Fräulein? Haben Sie sich den Blinddarm herauschneiden lassen?“ — „Nein, nein, den trägt man ja jetzt wieder.“

— **Im Krankenlager eines Kriegsveteranen von 1866 und 1870** klagte mir die Frau des Patienten: „Daß mei Ma so schlecht dra ischt, do send halt die Feldzug' schuld dra.“ Auf meine Frage, ob ihr Mann krank aus dem Feldzug heimgekommen sei, entgegnete mir die Alte: „Mei dees net, aber wisset Se, die viele Sedansfeiere ond die Fahneweiße ond die Regimentsfestscht', dees hält halt der G'sündeschte auf d' Dauer net aus.“ („Simplicissimus.“)

— **Der Freiheit Morgenröte.** Der Worte sind genug gewechselt, er läßt uns endlich Taten sehen: der Kanzler macht seinen Liberalismus zur Wahrheit. Er fängt auf demjenigen Gebiete an, auf dem die Reaktion bisher allein herrschte, auf dem Gebiete der preussischen Polizei. Schon in jener Nacht, in der der Kaiser seine Ansprache an die Berliner hielt, merkte man eine Veränderung in der Haltung der Polizei. Inzwischen sind aber von oben her noch radikalere Maßregeln verfügt worden, die zuerst bei der Berliner Polizei angewendet werden sollen. Sie sind geeignet, die Polizei zu einer Institution des Fortschritts und der Freiheit zu machen und ihr die Sympathie nicht nur der Liberalen, sondern selbst der Sozialdemokratie zu erwerben: Die Berliner Polizeireviere erhalten nämlich sämtlich neue Wlechschilder, die den Adler in moderner heraldischer Form und die Inschrift „Königl. Polizeirevier Nr. . . .!“ nicht wie bisher in einer runden Zeile, sondern in zwei geraden Zeilen enthalten!

— **Gendarmerie-Bericht.** „Ich traf die Angeklagte in total betrunkenem Zustande an. Ich nahm zunächst das vorschriftsmäßige Aergernis, um sie dann über den Zweck meines Daseins aufzuklären.“

— **Der Sittlichkeitschnüffler.** „Rei—ein! Dieser Brunen ist unanständig! Das Becken ist zu groß!“ („Jugend.“)

**Notizen.**

— **Die Grabstätte Kants,** die sich in einem kleinen Kapellchen am Königsberger Dom befindet, wird infolge Restaurierungsarbeiten am Dom verlegt werden müssen. Die Gebeine Kants sollen im Dome selbst an der Ostseite des hohen Chores beigesetzt werden. Die Grabstätte soll mit einem Epitaphium geschmückt werden, das hoffentlich nicht im bombastischen neupreußischen Stile ausgeführt wird.

— **Eine kostbare Rembrandt-Nadierung.** „Die drei Bäume“, jene Landschaft mit den drei prächtigen, wie Masten emporsteigenden Bäumen, die sich scharf vom Himmel abheben, eine prachtvolle Nadierung, die mehrfach in seltenen Stücken vorhanden ist, wurde in London für 620 Pfund (12 400 M.) von einem Londoner Kunsthändler versteigert. Hätte nur der herrliche Meister eine solche Summe gegen Ende seines Lebens besessen! Noch höhere Beträge wurden in London für Rembrandts Nadierungen bei früheren Aufläufen bezahlt. Im Jahre 1887 erzielte „Jesus die Kranken heilend“ 26 000 M., 1891 „Der Heiland vor Pilatus“ 20 000 M., 1895 „Rembrandt mit dem Säbel“ 40 000 M. Bei der jüngsten Versteigerung — es handelte sich um die Lawson-Gallerie — waren noch neun andere Nadierungen zur Stelle: so das bekannte „Christus zwischen zwei Schächern“, auf Pergament, das für 4400 M. erworben wurde.

— **F. G. Stephens, ein Präraphaelit** †. In London ist Frederic G. Stephens im hohen Alter von 79 Jahren gestorben. Er ist einer der letzten der einst für Englands Kunst hochbedeutenden Schule der „Präraphaeliten“, deren Brüderschaft er mit Millais, Holman Hunt, Dante Rossetti angehört hat. Nach der Universität in London besuchte er dort die Malerakademie, hat viel und vielerlei gemalt, ohne jedoch besonderen Erfolg zu haben. Seine vornehmste Kunst lag in der Schriftstellerei über Kunst. Von 1860 bis 1900, volle vierzig Jahre hindurch, war Stephens der Kunstkritiker des „Athenäum“ und sein Urteil galt allgemein. Eine Zeitlang bearbeitete er in der ungeheuren Bücherei des Britischen Museums die Abteilung der Kunstdrucke und damals gab er einen umfassenden Katalog über politische und soziale Karikaturen heraus. Von ihm stammen, nebst einer großen Zahl gründlicher Aufsätze, mehrere kleinere Bücher über bekanntere englische Maler, wie Reynolds, Landseer und andere; grundlegend ist seine Monographie der Präraphaeliten.

— **Zum Schutz der Alpenflora** ist nach der „Köln. Ztg.“ eine „dauernde schweizerische Delegiertenkonferenz“ ins Leben gerufen worden. Die Konferenz umfaßt Vertreter der Naturschutzkommission der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, außerdem Angehörige des schweizerischen Alpenklubs, der Vereinigung für Heimatschutz und schweizerischer Verkehrsvereine. Die in Interlaken erfolgte Gründung bezweckt einen energischen Schutz der heimischen Alpenflora, die durch den starken Touristenverkehr stark gefährdet ist. Neben den Touristen sind es hauptsächlich Blumenhändler und Alpenblumenverkäufer, die dem Wachstum der Alpenblumen schaden. In einzelnen Kantonen der Schweiz ist man gegen diese Art von Alpenbeschädiger schon vorgegangen; so hat der Kanton Wallis Verbordnungen erlassen, durch die der Massenverkauf und Massenraub von Alpenblumen unmöglich gemacht wird. Dagegen ist an vielen Orten noch nichts zum Schutze der Alpenblumen geschehen, und hier will die neue Vereinigung einsetzen.

— **Ein katholischer Alpenverein.** Der Ultramontanismus treibt mitunter recht komische Blüten. Namentlich im dunkelsten Bayern, in Niederbayern und in Schwaben, wo es bereits katholische Ammen, katholische Turnvereine und katholische Dönsfleisch gibt. Der Alpinismus muß jetzt herhalten, ein katholischer Alpenverein soll gegründet werden. In dem berühmten altbayerischen Wallfahrtsort Altötting, wo es den besten Abt und die besten Würste gibt, erscheint der „Seraphische Kinderfreund“. Dieses Blättchen regt die Gründung eines katholischen Alpenvereins allen Ernstes an. Die Zentrale soll im heiligen Lande Tirol sein, Sektionen aber in allen katholischen Städten. Als Hauptpunkt finden wir auf dem Programm des katholischen Alpenvereins: Errichtung von Kapellen auf Bergen; Einrichtung und Unterhaltung von Saisongottesdiensten für Touristen; Verbreitung katholischer Zeitungen und Zeitschriften; Sorge für ordentliche Privatquartiere in den Dörfern und Städten, da ja die Hotels und Gasthäuser durchaus nicht „alles allein verdienen müssen“; Veranstaltung von katholischen Naturpilsgerreisen. Selbstverständlich mit katholischen Vergführern und nur auf — katholische Verge!

— **Ein neuer Schlagwettermelder** ist von Dr. Gröshout in Paris konstruiert worden. Er soll in stande sein, bereits die Anwesenheit von zwei Prozent Grubengas in der Luft nachzuweisen, während erst zehn Prozent Grubengas entzündliche Schlagwetter erzeugen.